

Glückalp : Erzählung aus den Bergen

Autor(en): **Friedli, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **214 (1935)**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374964>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ausdruck in der Kunst. Gute alte Bauweise und Hausgeräte kommen wieder zu Ehren; in ihrem Sinne entstehen neuzeitliche Bauten neuer Prägung und neuer Hausrat von großer einfacher Schönheit. Aus gleichem Antrieb und im Wettbewerb mit solchen einfachen Grundformen und einer Malerei, die in der Farbe immer mehr Ausdrucksmöglichkeiten findet, wird sich auch eine einfache, kräftige Plastik entwickeln, die dem Menschen wieder gesunde, klare Form und Raumgefühl als geistige Bereicherung seines Daseins vermittelt. Das Belebende, das von guter Plastik ausgeht, Gediegenheit und Klarheit, das Daseinsbejahende, Kräftige des Dreidimensionalen, Körperhaften weisen dieser Kunst einen wichtigen Platz an im Leben, zwingen den Bildner aber auch, an der Erfüllung dieser Forderung immerfort zu arbeiten, daß seine Gestalten nicht Zuckerbäckerei seien für den Sonntag, sondern Brot für den Alltag.

Jedermann hat die Möglichkeit, einige Stücke guter Plastik um sich zu haben und sei es nur in primitiven Gegenständen, eine gute Vase oder Schale im Zimmer und Garten. Schon der Umstand, daß sie Raum um sich herum verlangt und gute Verhältnisse der Umgebung, zwingt sie zu wohlthätigem Aufräumen mit aller Unruhe. Dadurch wird die Plastik uns zu einem bildenden, unentbehrlichen Hausgenossen.

Wilh. Meier, Trogen-St. Gallen.



Melpler (Broncefigur).

Glückalp.

Erzählung aus den Bergen von J. Friedli.

„Und ich sage dir, es ist nichts mit deinem Plan. Baue die Hütte so, wie die andern sind, wie wir es von jeher gewohnt sind.“

„Ich führe aber meine Pläne durch, auch wenn sich alles wider mich stemmt.“

„So kennst du die Folgen. Ich habe es dir schon gesagt. Meine Hilfe hast du nicht. Du stehst allein. Darfst froh sein, daß du noch an meinem Tisch sitzen darfst und Obdach hast.“

„In diesem Falle verzichte ich auch auf das. Verhungern tu ich auch so nicht. Und ich zwing's! Euch allen zum Trotz!“ So ging Mägeli Heini von seinem Vater weg. Ihre Sennhütte hoch oben auf der Moosbühlentalp war im letzten Frühjahr von einer Lawine zertrümmert worden. Schon zwei Jahre war der Vater nicht mehr auf die Alp gegangen. Er überließ das seinem Sohn Heinrich. Und das mußte er gestehen, diese Arbeit war in guten Händen. Auch die andern Bauern, die ihm ihr Vieh anvertrauten, waren mit ihm sehr zufrieden. Freilich, eigene Wege ging er, machte dies und jenes anders, als man es bisher gewohnt war. Aber es war meistens gut.

Nun aber hatte er einen Plan gefaßt. Er wollte eine neue Hütte bauen, ganz anders, als die andern waren. Viel größer, viel ausgebauter, mit einer

Stube sogar, einer Küche und einem großen Raum unter dem Dach. Die Pläne dazu hatte er selbst gezeichnet. Zwei Jahre war er zu Zimmermeister Frutiger nach Seedorf gegangen, der ihm noch verwandt war, und hatte dort das Zimmern erlernt. Ein früherer Schulkamerad war Maurer. Im Verein mit diesem plante er, die Hütte selbst zu bauen. Er legte dem Vater die Pläne vor, tat ihm sein Vorhaben kund und bat ihn um seine Unterstützung und Hilfe. Aber der wollte nichts davon wissen. Schon verschiedene Male hatte es Auseinandersetzungen gegeben, bis es zum Bruch kam.

Mägeli Heini wußte, daß er bei seinem Freunde Menk Imboden, dem Maurer, schon aufgenommen werde. Sommers war ja auch dieser auf der Alp. Auch bei den andern Sennen erwartete er Verständnis. Darin täuschte er sich aber insoweit, als die meisten auch nicht einverstanden waren mit seinem Plan in bezug auf die neue Hütte. Sie waren gegen das Neue. Wohin sollte das führen? Ganz gleich redeten sie wie der Vater, ohne viel zu prüfen, ob es nicht ebenso gut und besser sein könnte als das Alte. Aber dessen ungeachtet schenkte ihm Menk Imboden sein Vertrauen und versprach, ihm beizustehen bei dem Hüttenbau.

So gingen sie ans Werk. Noch einen Arbeiter stellten sie ein als Handlanger. Diese drei waren gerade am Ausgraben für die Fundamente, als ich eines Tages auf die Alp kam. Ich hatte Ferien und wollte einige Tage hier oben in der Berg einsamkeit und Stille zubringen. Es war nicht das erste Mal. Schon zweimal war ich hier oben und hatte Quartier bei Nägeli Heini. Dieses Quartier bestand zwar nur in einem Haufen Berghen, die Mahlzeiten in Milch, Butter, Rahm, Käse, und was ich als Vorrat etwa mitgenommen hatte. Aber es war mir wohl dabei. Ich erholte mich besser dabei an Leib und Seele als drunten in einem vornehmen Hotel.

Diesmal fand ich aber die Hütte, die mich aufnehmen sollte, fast nicht. Darum erkundigte ich mich bei einem Knaben, der gerade mit der Salztasche vorüberging, begleitet von einigen bettelnden Ziegen. Der wies mich nach einer Mulde hinter den Hütten hin: dort sei der Heini Nägeli, und gab mir auch Auskunft über dessen Vorhaben.

Nach unserer Begrüßung und nachdem er mir seinen Plan kundgetan, äußerte auch ich meine Bedenken. Er hatte diese aber ebenfalls und war trotzdem mutig ans Werk gegangen. Schwierigkeiten bereitete es ihm noch, genügend Geld zu bekommen. An eine Bank wollte er sich nicht wenden und von seinem Vater durfte er auch nichts erwarten. Er hatte zwar einige hundert Franken erspart, aber es langte doch nicht für die Bedürfnisse zum Bau. Ich versprach, ihm noch mit zweitausend Franken beizustehen. Dies Angebot nahm er dankend an und war nun recht erleichtert.

Ich fand dann Unterschlupf in einer der Hütten und weilte einige Tage in dieser wunderbaren Einsamkeit. Die Alpenrosen waren erblüht. Hinter den Hütten, wo es wieder steil ansteigt, da blühten sie in Fülle, es war wie ein weiter, roter Teppich. Wie wohl das tat, sich mitten hineinzuworfen in dieses Blütenfeld, hineinzuschauen ins Himmelsblau und träumend fortzuziehen mit den kleinen weißen Wölklein, die über die Planplatte her dahinsflogen, übers Ritzlihorn hinüber, Süden zu, immerzu, immerzu.

Und diese Gottesstille! Kein Laut, kein Ton der Tiefe brach zu dieser Stille herauf, da trotzig die weißen Firnen hinaufragen ins ewige Licht.

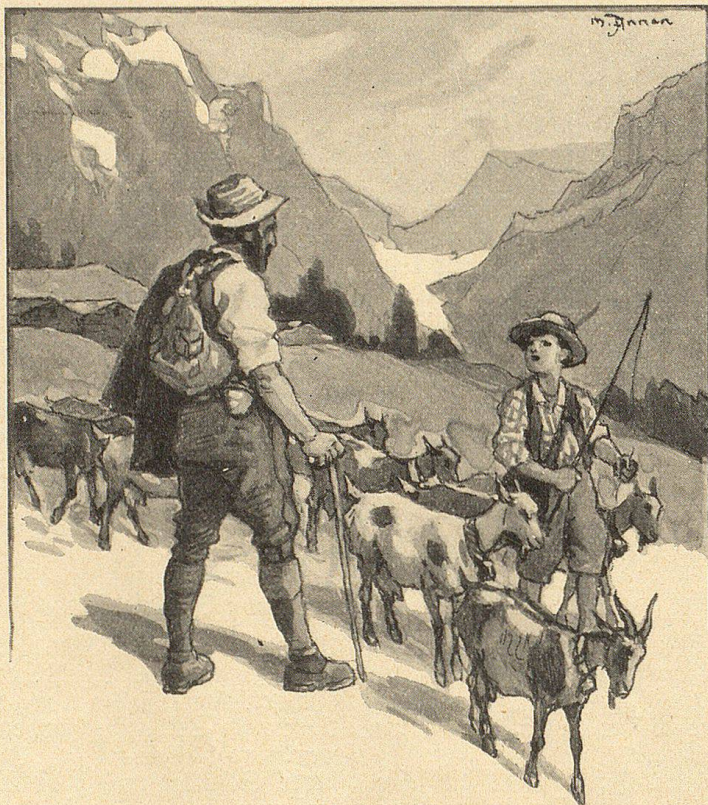
Wie bald war die Zeit vorbei. Ich mußte wieder zu Tal. Der Dienst rief. Nägeli Heini hatte mir in dieser Zeit seine Zukunftspläne anvertraut. Schon in der alten Hütte hatte er dann und wann Gäste beherbergt, von denen er ein bescheidenes Kostgeld nahm. Fast die meisten wollten wiederkommen und neue kamen hinzu. Nun hatte er im Plan, in der neuen Hütte unter dem Dache Fremdenzimmer einzurichten. Darum auch eine ausgebauten Küche und Stube. Denn nicht immer war das Wetter so, daß der Aufenthalt im Freien ein Vergnügen oder auch nur möglich war. Oft war ja die ganze Alp in Nebel gehüllt; ja, es kam sogar vor, daß mitten im Sommer Schnee fiel. Da sollte es dann allen in der Hütte heimlicher sein.

Nach ein regelrechter betonierter Jauchehälter müsse gebaut werden. Wie schade sei es um den vielen Dung, der zugrundegehe. Wie könnte dadurch die Alp auf einen höheren Wert gebracht werden, wenn man sie richtig düngen könnte. Er plane auch eine rationellere Düngvorrichtung, daß er nicht alle Jauche in der Hütte hinaustragen müsse, das so viel Zeit und Kraft in Anspruch nehme.

Dann studiere er schon lange an etwas anderem herum. Er wies nach den steilen Abhängen hinter den Hütten. Da hinauf könne das Rindvieh nicht. Und doch wachse

da noch ein gutes und reichliches Futter. Er machte mich auf eine Schar Ziegen aufmerksam, die gerade leichtfüßig über einen Grat setzten. Er plane nun, so wie es ihm eben mit seinen bescheidenen Mitteln möglich sei, nach und nach noch mehr Ziegen anzukaufen. Er rechnete mir aus, was er für Ertrag von fünfzig, hundert, zweihundert Ziegen erzielen könnte. Davon wollte er sich das und das kaufen: Kühe, Kinder, ein Pferd, das er dann besonders winters im Tal brauchen könne zu allerlei Fuhren. Imboden habe ja auch eines. Dann wollten sie zusammenspannen. Das gebe dann auch im Winter Verdienst für sie. Und so weiter. Ich wußte auch von seiner Liebe zu Lydia von Bergen aus dem Nachbardorfe. Aber er wollte sie in bessere, gesicherte Verhältnisse einführen. „Ich zwing'z, ich lasse nicht nach!“

Ich schied mit herzlichem Glückwunsch. Nun ging ich noch zu seinem Vater. Ich wollte ihm sagen, daß



er Vertrauen haben sollte zu seinem Sohne. Er bringe es ganz gewiß zu etwas. Er sollte ihm doch sein Herz nicht verschließen. Bei dieser Aussprache merkte ich, daß das auch gar nicht der Fall war. Er fand sich nur nicht in das Neue, in das Vorwärtsdrängen seines Sohnes hinein. Bescheiden und fromm lebte er sein einfaches Leben. Es schmerzte ihn noch mehr, daß sein Sohn auch alle frommen Sitten vernachlässige und nach Gott überhaupt nichts mehr frage. Auch darüber konnte ich ihm anderes sagen. Nicht nur einmal sprach ich mit Nägeli Heini zusammen über Gott und ewige Dinge. Und das, ohne daß ich es gesucht hätte. Aber das spielte sich bei ihm auch wieder ganz anders ab, als wie es seine Eltern gewohnt waren. Heimlicher, urwüchsiger, naturhafter und doch wieder geistiger.

Ich kam dann drei Sommer nicht mehr hinauf. Von Nägeli Heini vernahm ich in dieser Zeit nichts. Ich mußte nicht, wie weit er in dieser Zeit seine Pläne hatte verwirklichen können. Ich schrieb ihm, denn es nahm mich wunder, wie es ihm gehe. Auch frug ich an, ob ich im Juli für vier Wochen auf die Alp kommen könne und ob er mir Aufenthalt gewähren könne in seiner Hütte. Umsonst wartete ich auf Antwort. Aber auf einmal trat er selber in mein Zimmer in seinem besten Sonntagsstaat. Zuerst erkannte ich ihn gar nicht. Er war körperlich noch viel stärker geworden und im ganzen zum vollen reifen Manne geworden. Aus seinen Augen strahlte reine Freude.

„Ich hatte in Bern zu tun und da dachte ich, es sei gegeben, einen kleinen Abstecher nach Burgdorf zu machen. Nun bin ich da und kann Euch die Antwort auf Euren Brief selbst überbringen,“ begann er.

„Was hat denn der Senn von der Moosbühlentalp an einem heiligen Werktag in Bern zu tun?“ sagte ich scherzend zu ihm.

„Wenn es nicht etwas Wichtiges wäre, dann wäre ich auch nicht gegangen,“ gab er bedächtig zur Antwort.

„Eben das denke ich mir, ist es ein Geheimnis?“

„Dann wäre ich nicht gekommen. Ich mußte Euch doch sagen, was ich in Bern getan. Schon vor einigen Wochen war ich dort bei den Herren vom staatlichen Baudepartement. Ich hatte Schwierigkeiten, den Staatsbeitrag zu bekommen. Heute ist er mir nun doch ausgehändigt worden. Ich komme jetzt von Herrn von Bergen, dem Onkel meiner Frau, dem ich das Geld, das er mir zinsfrei vorgestreckt hatte, zurückzahlte. Zugleich habe ich ihn gefragt, ob er unserem Stammhalter Götti sein wolle.“

Ich gratulierte von ganzem Herzen; auch zu seinem Sohne. Er sagte mir in kurzen Worten von seinem Glück in der Familie, die er gegründet, zu deren Wohl er noch dies und jenes ausführen wolle.

Auf der Nachbaralp schrie das Vieh. Niemand achtete weiter darauf. Es schien anderes Wetter zu geben. Doch merkte man weiter kein Anzeichen dafür. Nägeli Heini fiel das Muehen auf. Es war so dumpf und nicht wie sonst. Er holte den Feldstecher und sah hin. So konnte er alles genau erkennen. Die

Hütten, mit ihren schwarzen, mit Steinen beschwerten Dächern standen geduckt da. Die meisten Tiere lagerten in der Nähe der Hütten. Die Kühe fraßen nicht. Das Muehen kam eigentlich nur von zweien her, die am äußersten Rande der Alp standen. Sie schienen viel größer zu sein, so auf dem Bergkamm stehend im Abendlichte. Die Sonne war schon untergegangen. Hinter dem äußersten Ende der Alp, da die Kühe waren, ragten die Schneeriesen, überhaucht von einem leisen Rot. Tief hing der Himmel auf die Berge nieder und leuchtete in einem fatten Blau.

Jetzt trat ein Senn aus einer Hütte heraus, schaute nach den Kühen auf der Höhe und horchte. Es mußte ihm auch aufgefallen sein, daß sie nicht wie sonst muhten. Nägeli sah, wie er den Einbeinerschemel, den er wohl zum Melken umgeschlakt hatte, losband und auf das Bänklein vor der Hütte legte. Dann schritt er gegen die Höhe.

Es schien, als merkten die Kühe gar nicht auf sein Kommen. Sie wendeten nicht die Köpfe, kamen nicht auf ihn zu und wichen auch nicht. Jetzt streckte der Mann die Hand auf sie zu. Er wird sie locken und grüßen mit dem Lockruf: chum sä, sä! Regungslos standen die Tiere, nur muhten sie nicht mehr. Nägeli sah jetzt, wie der Senn der einen Kuh mit der Hand über den Rücken strich, er untersuchte die Haut und tastete über den ganzen Leib des Kindes. Dann riß er ihm das Maul auf und untersuchte den Schlund. Als er damit fertig war, muhte die Kuh wieder dumpf auf und die andere stimmte ein. Der Mann wandte sich ab und eilte zu den Hütten hinab. Auch die andern auf der Alp waren aufmerksam geworden und kamen dem Zurückkehrenden entgegen. Heini sah, wie sie lebhaft unterhandelten, sah, wie einige in die Hütten gingen und andere dem sich lagernden Vieh Halftern anlegten und wegführten. Der andere schritt wieder den beiden Kühen zu. Man konnte nicht mehr alles genau unterscheiden, denn es war unterdessen Dämmerung und fast Nacht geworden. Nägeli sah nur noch, wie der Senn oben an den Kühen nochmals eine Untersuchung vornahm. Dann sah er nichts mehr.

Aber es stand ihm fest, daß eine Seuche ausgebrochen sein mußte und daß die Sennen das Vieh, das bei den Hütten lagerte, wegführten, um es zu retten. Schon vor Jahrzehnten war einmal auf der Alp eine Seuche ausgebrochen, das „Gniis“, die Tiere und sogar Menschen dahinraffte. Auch allerlei dunkle, rätselhafte Dinge erzählte man sich, die auf der Alp geschehen seien. Die Alp wurde dann jahrelang nicht mehr befahren, und als die Jüngeren unter den Dorfbewohnern es wieder taten, widersetzten sich die Alten sehr. Keiner von diesen zog mit. Und hartnäckig nannten sie die Gegend Unglücksalp, ob sich auch unter den Jungen und anderswo der Name Glückalp festgeprägt hatte.

Ein Tourist brachte dann die Kunde auch auf die Moosbühlentalp vom neuen Ausbruch der Seuche. Die Angst ergriff auch hier die Sennen. Und aus dem Dorfe kam der Bericht, sie sollten mit dem Vieh sofort auch zu Tal steigen, ehe die Krankheit ihre Alp errericht habe, wie es anno 68 gewesen sei. Bern

gehorchten sie. Nur Nägeli Heini wollte nicht. Er erklärte bestimmt, daß er hier bleibe. Eine Ahnung erfüllte ihn, daß die Krankheit schon im Vieh stecke, und da sei er im Dorf so wenig geschützt wie hier oben. Natürlich hatte er nicht nur eigenes Vieh, sondern auch eine ganze Anzahl von andern im Dorfe, das er zu besorgen hatte. Als Eigentum hatte er ja erst zwei Kühe und ein Jungrind. Die andern Eigentümer wollten ebenfalls nichts davon wissen, daß ihr Vieh auf der Alp bleibe und kamen und holten es zu Tal. So blieb er allein oben mit seinen Kühen und den Geißeln. Seine Frau benachrichtigte er. Es werde nun länger gehen, bis sie einander sähen. Sie dürfe jetzt auch nicht auf die Alp kommen, wegen den andern. Doch sie sei ja stark und treu.

Schon am nächsten Tage fraßen seine Kühe nicht mehr recht. Als er über die Alp ging, strichen sie ihm steifbeinig nach und stießen ihn mit den Mäulern an, als ob sie ihm etwas zu klagen hätten. Er kraute sie hinter den Ohren. Da lehnten sie den Kopf an ihn und in ihren Augen lag Müdigkeit und Angst. Sie baten: Hilf uns! Er braute ihnen Tee aus Alpenkräutern, die er gesammelt und deren Heilwirkung er schon ausprobiert hatte. Den goß er ihnen ein und wusch ihnen auch die Haut mit einer stärkeren Brühe. Er wußte nicht, ob das helfen könne, nur daß es nicht schade. Und das Vieh vertraute ihm. Wie kranke, müde Menschen ließen sie ihn machen.

Die Ziegen ließ er nicht in die Hütte, die brachte er in einer leerstehenden unter. Sie blieben von der Seuche verschont. Dagegen die Kühe und das Kind magerten ab. Schon tagelang fraßen sie nicht mehr. Er fuhr mit seiner Teebrauerei fort, suchte und fand immer wieder Tausendguldenkraut und anderes, wachte nachts bei dem Vieh. Auf seine Zusprache wich die Unruhe immer wieder, daß sie sich fast kindlich in ihr Loß ergaben, die Schmerzen und den Durst still ertrugen. Er massierte ihnen immer neu die Glieder und nach einigen Tagen war es ihm, als seien sie nicht mehr gar so steif. Am Morgen nach dieser Feststellung fraßen sie alle eine Handvoll Heu, am nächsten brachte er ihnen ein wenig Gras, das sie auch fraßen. Da wußte er, daß sie gerettet waren. Zwar waren sie abgemagert zum Erbarmen. Aber das würde sich nun wieder machen.

Da legte er sich nieder zum Schlaf, schlief und schlief, bis ihn die Geißeln wachschrien, deren Euter zum Plazen voll war. Da rechte er sich und molk sie.

Vier Wochen blieb er in seiner Einsamkeit, ohne daß eine Kunde aus dem Tal zu ihm kam. Immer hatte er es noch nicht gewagt, ins Tal zu gehen. Er kannte die Dorfgenossen. Sie würden ihn schließlich mit dem Gewehr zurücktreiben, ja niederschließen. Nach seinem Ergehen frugen sie nicht. Mochte er verderben auf der Alp, warum wollte er auch immer etwas anderes als sie. Seine Frau und auch seine Eltern, die sich wieder mit ihm ausgehört, hatten in dieser Zeit einen schweren Stand.

Schließlich aber hielt er es doch nicht mehr aus. Zur Nacht kam er ins Tal. Er nahm den gefährlichen Weg durch die Schlucht, damit ihn niemand

entdecke. Die Sehnsucht nach Frau und Kind trieb ihn. Nach Wochen hielten sie sich wieder umschlungen. Doch bald löste sich die Frau und sagte zu ihm, daß im Dorf die Seuche sei und schon die Hälfte des Viehs geschlachtet worden sei. Auch die Menschen überfalle so eine große Müdigkeit, daß sie die nötige Arbeit nicht mehr besorgen könnten. Die eine Ziege habe sie auch schlachten müssen, die andere habe gottlob die Krankheit noch nicht.

Nach Mitternacht verließ er das Haus wieder, seine Frau tröstend und aufmunternd, weniger mit Worten, als mit starkem Händedruck und keuschen Liebesungenen. Beim Moosbach zog er seine Kleider aus und legte sie unter einen vorstehenden Felsen. Er wusch sich in dem kalten Wasser und lief dann nackt zur Alp hinauf. Das tat er als Vorsichtsmaßregel.

Alle zwei Tage kam er nun nächtens herab und brachte Milch, Butter, Käse, Zieger. Beim Moosbach machte er Halt und wechselte die Kleider, so wieder beim Aufstieg. Aber einmal empfing ihn die Frau schreckensbleich. Ein Nachbar habe seine nächtlichen Besuche entdeckt. Sofort zogen die Dorfleute den Schluß, daß er diese Besuche gleich von Anfang an gemacht und so die Seuche ins Tal gebracht habe. Eine wilde Wut ergriff sie. Frau Nägeli konnte es ihnen nicht ausreden. Sie mußte vor ihnen ins Haus flüchten. Von dem Vater vernahm sie auch, daß Heinrichs Leben in Gefahr stehe, wenn er wiederkomme. Es sei eine stille Abmachung unter einigen, daß sie ihm aufpassen wollten. Wenn sie seinen Weg durch die Schlucht entdeckten, sei es um ihn geschehen. Er habe gesehen, wie einige dem Knecht Abderhalden, einem wüsten Menschen, der schon allerlei auf dem Kerbholz habe, zugeneigt hätten. Er wisse wohl, was dieses Zunicken zu bedeuten habe.

Was nun?

Nun, wir ziehen alle auf die Alp! Dort bleibt Ihr bei mir, bis das Unheil vorüber ist. Die Seuche sei gewiß auch anderswo ausgebrochen. Schließlich würden es dann auch die Dorfgenossen glauben müssen, daß nicht er die Ursache sei. Der Vater schaut ja schon nach der Ziege und dem Anwesen, wenn er mit seiner Sache fertig ist. Er ist ja schnell herüber. So packte er denn mit den nötigen Kleidern und Sachen für Frau und Kind das Räß. Die Mutter hüllte das Kind in warme Decken. So ging es vorsichtig aus dem Hause. Gewitterwolken standen am Himmel. Es war ganz dunkel. Dann und wann ein ferner Blitz. So schritten sie still der Schlucht zu.

Eine halbe Stunde vorher war der Knecht Abderhalden den gleichen Weg gegangen . . .

Er ging in die Schlucht und verberg sich ungefähr in der Mitte derselben in einer Felsnische. Ein schreckliches Feuer verzehrte ihn. Eifersucht, Haß — Haß! Niemand wußte ja, daß er die Lydia von Bergen gewollt. Lydia konnte seine Liebe nicht erwidern. Ihr Herz gehörte schon heimlich dem Heinrich. So wies sie ihn ab.

Vor ihm gähnte die Tiefe in schwarzer Finsternis. Wer da hinunterstürzte, war verloren. Niemand würde ihn finden. Da kommt in einiger Zeit ein

Mensch. Ein Stoß und er wird erledigt sein. Abderhalden, halt ein, halt ein! Gott ist Rächer! Aber kein solcher Rufer war da, auch nicht in seinem Innern.

Jetzt hörte er Schritte. Schon? Jetzt! Er tat einen Schritt vorwärts und griff zunächst in der Finsternis ins Leere. Nägeli hatte etwas gehört und duckte sich an die Wand. Blißschnell löste er die Bürde und legte sie an den Boden. Im nächsten Augenblicke rangen die beiden Männer. Da war auch die Frau, die in kleinem Abstand gefolgt war, an der Stelle und stieß einen Schrei aus. Einen Augenblick später ein dumpfer Laut und dann ein Aufschlag. Einer der Männer war in die Schlucht gefallen.

Die beiden Ringenden hatten sich im Kampfe einige Schritte vorwärtsgehoben. Der Fall geschah nicht an der tiefen Stelle, die Abderhalden vorgeesehen hatte. Vielleicht wird das noch seine Rettung sein. Denn er war hinuntergestürzt, mit einem Teil des Felses von Nägeli in den Händen.

Heinrich trug die Frau, die einer Ohnmacht nahe in seinen Armen lag, mit dem Kind aus der Schlucht, und als sie sich erholt hatte, gingen sie zur Alp hinauf.

„Hoïho! Der Erzähler hielt inne und schaute von der Planalpöhe nach seiner Hütte hinunter. Dort stand seine Frau mit dem Knaben und erwiderte nun mit einem Fauchzer sein Hoïho.“

Ich war mit Nägeli Heini in Seedorf zusammengetroffen, von wo aus ich allein über die Planalp zu ihm in die Ferien kommen wollte. Ich hatte die Absicht, ihn zu überraschen. Nun war er mir auf einmal in Seedorf in den Weg gelaufen. Unterwegs hat er mir Vorstehendes erzählt.

„Aber wie ist es denn dem Knecht Abderhalden ergangen? War er tot?“ frug ich weiter.

„Nein, ich ging in die Schlucht zurück mit einem Seil. Das befestigte ich oben und ließ mich daran in die Tiefe. Abderhalden war aus seiner Ohnmacht erwacht, konnte sich aber nicht am Seil halten, womit

ich ihn hätte hinaufziehen können. Wir wußten noch nicht, ob er etwas gebrochen habe, was ja wahrscheinlich war. So band ich mir ihn auf den Rücken und arbeitete mich mit der Last hinauf und trug ihn auf die Alp. Heute habe ich ihn nach Seedorf getragen und ins Spital eingeliefert. Er habe drei Rippen gebrochen und verschiedene Quetschungen. Es werde einige Wochen gehen.“

Als ich nach sechs Wochen von der Alp Abschied nahm, erkundigte ich mich in Seedorf nach dem Knecht und vernahm, daß er wieder gesund sei und im Thurgau eine Stellung gefunden habe. Ich vernahm auch, was mir

Nägeli nicht erzählt hatte, daß dieser dem Knecht hundertfünfzig Franken gegeben habe, er solle sich anderswo ein Auskommen schaffen und ein neues Leben beginnen.

Ich war auch im Dorfe unten gewesen. Ich habe den Dorfleuten erzählt, was geschehen war. Sie konnten nicht klug werden, wo Abderhalden stecke, der einfach spurlos verschwunden war. In der Schlucht fanden sie weder ihn noch Nägeli Heini.

Mein Freund auf der Alp hat mir noch manches erzählt von seinen Plänen. Gewiß, die Alp wird wieder befahren werden. Die Dorfbewohner werden meinen Freund anerkennen auch als ihren Freund. Die Alp wird gedeihen. Weite Hänge

unterhalb der Hütten waren bisher überwachsen mit Erikasträucher und Moos. Daher der Name Moosbühlalp. Jetzt waren die Sträucher fast alle weg und saftiges Grün sproß. Nägeli hatte bei passendem Wetter diese Hänge mit starker Fauche durch die Faucheleitung, die er angelegt hatte, begossen. Die Sträucher starben ab und im Sommer darauf kam Gras. Und nächstes Jahr wird es noch viel besser sein.

Ich schlug ihm dann noch vor, den Dörrbachern den Namen ihrer Alp, die sie nicht mehr befahren wollten, zu lassen: Unglücksalp, die seine aber und seine Hütte, die immer mehr zum einfachen Alpferienheim wird, „Glücksalp“ zu taufen.

